

## Land und Leute in Westfalen.<sup>1)</sup>

Von Professor D. H. Rothert-Münster.

Ganz Sachsenland ist in drei Gebiete geteilt, deren einen die Westfalen, den andern die Ostfalen, und den dritten in der Mitte zwischen beiden die Engern bewohnen. Die Westfalen sind demnach die Westsachsen, oder wie der alte Chronist Heinrich von Herford sagt<sup>2)</sup>: Utsachsen. Diese Einteilung wird aus der Zeit Karls des Großen berichtet, während in Cäsars Zeit sich der Sachsenstamm noch nicht gebildet hatte. Die Grenzen zwischen jenen alten Stämmen sind im einzelnen nicht immer deutlich zu verfolgen und treten heute ganz zurück. Im Jahre 1319 findet sich die Grenzbezeichnung: Westfalen ist das Land, „van der Wupper winto an de Wesfern“.<sup>3)</sup> Diese Bestimmung entbehrt natürlich genügender Genauigkeit. Desto genauer ist die Aufzählung der Bistümer, Herrschaften, Städte, die nach der Reichskreiseinteilung Kaiser Maximilians I. (Anfang des 16. Jahrh.) zu dem westfälischen Kreise gehören.<sup>4)</sup> Es sind die sieben Bistümer Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn, Lüttich, Kammerich, Utrecht, die Reichsstädte Aachen, Köln, Dortmund, vier Fürsten, 31 reichsunmittelbare Grafen usw. Der Kreistag wurde gewöhnlich in Köln gehalten.<sup>5)</sup> Diese Kreiseinteilung ist nach rein politischen Gesichtspunkten geschehen und kann hier ebensowenig in Frage kommen, wie das spätere Königreich Westfalen von Napoleons Gnaden.

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz war als Einleitung in das geplante Buch „Unser Westfalen“ gedacht, dessen Druck aber unmöglich zu sein scheint. Vielleicht ist das Buch dennoch dadurch zu ermöglichen, daß die dafür bestimmten Aufsätze im Jahrbuch gedruckt und auch als Sonderausgaben zugänglich gemacht werden. Wer will, kann sie später in einen Band zusammenbinden lassen.

<sup>2)</sup> Chronicon, 1849, Ausgabe Potthast S. 44 und 50 Antiqua Saxonia, quae nunc Westfalia dicitur.

<sup>3)</sup> Dortmunder Urkunden-B. I, 377.

<sup>4)</sup> Merian, Topographia Westphaliae S. 3 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. Berger, Harkort S. 34.

Unter Westfalen ist heute im allgemeinen die preußische Provinz Westfalen zu verstehen, wie sie 1815 nach der glorreichen Wiederherstellung Preußens gebildet wurde. Hatten zu den „Westfälischen Provinzen Preußens“ im 18. Jahrhundert vor allem Kleve, Mark, Ravensberg gehört, so schied Kleve aus, dafür traten altwestfälische Gebiete bei, aber außer ihnen auch solche rheinfränkischen Stammes, die Kreise Siegen und Witgenstein. Es war der Oberpräsident, Freiherr von Vincke, der die Zulegung Siegens forderte, damit der märkischen Kohle das siegensche Eisen nicht fehle. Andererseits gehören echt westfälische Gebiete wie Essen zum Rheinland und Osnabrück zur Provinz Hannover. Beide sind so fest ihren neuen Verbänden seit hundert Jahren eingliedert, daß sie aus einer Darstellung des heutigen Westfalens herausfallen. Dafür mag es erlaubt sein, das Fürstentum Lippe-Detmold, das von der Provinz Westfalen fast umschlossen wird, und in Geschichte, Art, Sprache eng mit ihr verbunden ist, mit heranzuziehen. Aber auch Siegen-Witgenstein darf wegen der nun ein Jahrhundert langen Verbindung mit Westfalen nicht übergangen werden.

Darnach handelt es sich hier um eine Darstellung der Provinz Westfalen und des schönen lippischen Ländchens.

Über den Namen Westfalen<sup>1)</sup> und dessen Bedeutung ist — wie Seibertz<sup>2)</sup> urteilt — „viel und zumal Abgeschmacktes geschrieben was so wenig Widerlegung als Wiederholung verdient.“ Die Silbe „West“ ist klar; bemerkenswert daran dürfte nur sein, daß die Sachsen gern Ortsbezeichnungen nach der Himmelsrichtung wählten. Daher die in Westfalen so häufigen Namensbildungen aus Ost, West, Süd, Nord. Um so mehr Schwierigkeiten machen die beiden letzten Silben. Kein Geringerer als Jakob Grimm hat sich unter andern an der Deutung versucht.<sup>3)</sup> Zwar sagt er: „Ich verbinde mich zwar nicht, den wahren Ursprung des Wortes aufzudecken; denn es ist besser, über den Sinn alter dunkler Wörter die Entscheidung offen zu erhalten, als ungesund davon zu träumen; aber ich will doch einiges mitteilen, was ich gesammelt habe und

<sup>1)</sup> Vgl. Dahn, Könige der Germanen II, 51: zu den gotischen Stämmen gehörig, *Tai falen*, *Nicto falen*.

<sup>2)</sup> Landes- und Rechtsgeschichte Westfalens I, 177 f.

<sup>3)</sup> Wigand, Archiv I, 3. 79.

was fernere Forschungen grammatisch und historisch leiten und bestimmen wird.“ Grimm weist dann auf einen mythologischen angelsächsischen Stammbaum hin, dessen Stammvater Wodan und unter dessen Gliedern ein Seefugl (Seevogel) und ein Westfalka sind. Die Form Falka entspricht dem altdeutschen falah. Und nun findet sich für Westfalen als älteste Form Westfalahi,<sup>1)</sup> Westfalalaia.<sup>2)</sup> Es scheint darnach der Beweis erbracht zu sein, daß Westfalen seinen Namen vom Falken zu Lehen trägt. Woeste, der bekannte Forscher auf dem Gebiete westfälischer Sprache denkt an ein anderes Tier.<sup>3)</sup> Auch er geht von Falah aus, das ihm den Besitzer eines Fohlens (Fahlens) bedeutet, also etwa einen berittenen Krieger. Wenn Woeste auch darin irrt, daß er die Cherusker zu Westfalen macht, sie gingen vielmehr in den Engern auf, so ist allerdings richtig, daß die Sachsen sich die Krieger als Reiter dachten.<sup>4)</sup> Das westfälische Wappenroß gehört freilich wohl späterer Zeit an.<sup>5)</sup> Der alte Chronist, Heinrich von Herford:<sup>6)</sup> findet in Falen den Begriff des Genossen. Ihm schließt sich Werner Rolewink<sup>7)</sup> an, der an ein Wort falar Genosse (aus phalos) denkt, aber zugleich Widerspruch dagegen erhebt, daß man dieses Wort etwa mit dem französischen falla, lateinisch fallacia zusammenbringe. Man denkt auch an das englische fellow. Andere denken an den Grenzwall (limes), der germanisches vom römischen Gebiet, später sächsisches vom fränkischen geschieden habe.<sup>8)</sup>

Es sei dahingestellt, wie der Name zu erklären ist. Jedenfalls ist die Schreibung mit „ph“ falsch. Sie ist lateinisch, aber nicht deutsch. Man schrieb dafür immer f oder gar v.<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> Kapitulare Karls des Großen von 1797.

<sup>2)</sup> Heinrich von Herford S. 34.

<sup>3)</sup> Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 9, 74 ff.

<sup>4)</sup> Heliand, Ausgabe Heyne eoridvolk = Reitergeschwader.

<sup>5)</sup> Vgl. Gobelin Person, Cosmidrom. S. 11: arma quorundam ducum Saxonie sunt equus albus, quoniam ab antiquo talia arma a suis progenitoribus receperunt.

<sup>6)</sup> Ausgabe Potthast, Göttingen 1859 S. 30: Saxones ultra Wiseram versus orientem manentes Ostfalai, versus occidentem vero Westfali (!), quod est orientales socii et occidentales socii, nuncupantur.

<sup>7)</sup> De laude Saxoniae S. 86.

<sup>8)</sup> Northoff, Altwestfalen, Volk, Land, Grenzen, Münster, Regensburg 1898, S. 7. — <sup>9)</sup> Seiberh, Landesgeschichte I, 179.

Ein anderer, zumal in gehobener Rede beliebter Name des Landes ist der der „roten Erde“, über dem es wie ein Schimmer der Romantik liegt; die Vielzahl von Erklärungen, die es auch von diesem Namen gibt, beweist wohl, daß die rechte Erklärung auch hier noch nicht gefunden ist. Manche denken einfach an die Farbe des Landes, die von ihrem Eisenreichtum rot sei.<sup>1)</sup> Indes beweist jeder Blick in Feld und Flur, daß diese Annahme falsch ist. Jakob Grimm macht darauf aufmerksam,<sup>2)</sup> daß die deutsche Sprache es liebe, Substantiven bezeichnende Adjektiva hinzuzufügen. Man denke an: der helle Tag, die schwarze Nacht, das grüne Gras, das kalte Eisen. Schon Luther weist darauf, daß der Deutsche vor die Wörter, die ihm besonders wert seien, gern ein „lieb“ setze: der liebe Gott, das liebe Brot, die liebe Sonne usw. So hat die Sprache für die Erde das zusätzliche: rot. Aber das ist die Frage: Wie kam man gerade auf diese Bezeichnung? Jostes bringt die Bezeichnung in Zusammenhang mit den Femgerichten, die immer im Freien unter blauem Himmel gehalten wurden. Dieser Zusammenhang ist evident, aber er löst das Rätsel noch nicht. Jostes nimmt ein verschollenes Adjektiv „roden“ an, das mit dem noch vorhandenen Zeitworte roden zusammengehöre und den gelichteten Platz bedeute.<sup>3)</sup> Aber das ist wohl nicht das Bezeichnende bei der Örtlichkeit des Femgerichts, daß sie ein gelichteter, von Bäumen entblößter Platz ist. Im Gegenteil findet das Gericht oft genug gerade unter Bäumen statt, z. B. in Osttönnen bei Soest unter einem Apfelbaum, in Dortmund unter Linden. Aber das Bezeichnende ist, daß das Gericht nicht unter Dach und Fach, sondern auf bloßer, auf roher Erde stattfindet. Und nun könnte man an einen Übergang aus roher zu roter Erde denken, wie er bei Übersetzung aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche vorkommt.<sup>4)</sup>

Schierenberg findet die „rote Erde“ schon in der Edda im Grimnismal<sup>5)</sup> als Gerichtsplatz bezeichnet,<sup>6)</sup> der durch eine 16 Fuß

<sup>1)</sup> Seiberh, Landesgeschichte III, 378.

<sup>2)</sup> Rechtsaltertümer S. 35. — <sup>3)</sup> Trachtenbuch S. 7.

<sup>4)</sup> Vgl. das lippiſche Sprichwort: Raue Hare und Ellernhüchte draiget nenne gaue Früchte.

<sup>5)</sup> Vgl. Götterdämmerung, Detmold 1881, S. 54 f.

<sup>6)</sup> Vgl. weiter S. 76 f.

lange Rute als quadratischer Platz abgemessen sei. Daher heiße in Holland noch heute die Gerichtsbarkeit rode und der Gerichtsbote roedrager.

Wie dem sein mag, die Femgerichte durften nur in Westfalen abgehalten werden und da sie nun mit der roten Erde verbunden waren, übertrug sich dieser Name auf Westfalen. Übrigens soll er erst seit dem 19. Jahrhundert durchgedrungen sein.<sup>1)</sup>

Eine geographische Schilderung der Provinz zu geben, kann nicht unsere Aufgabe sein. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen erlaubt sein. Der Süden des Landes ist ausgefllt mit dem sderlndischen Berglande, das sich im Ostenberg<sup>2)</sup> bis zu 840 m erhebt. Woher das Sderland (Sauerland) seinen Namen hat, ist ungewiß. Man leitet ihn ab von der im Briefe des Papstes Gregor III. (937—39) genannten Völkerschaft der Suduosi.<sup>3)</sup> ber diese Völkerschaft ist gar nicht festzustellen. Näher liegt an die sächsische Vorliebe für Bezeichnungen nach Himmelsrichtungen zu denken, der auch das westfälische Nordland (Meppen) seinen Namen verdankt. Vielleicht ist an das alte Verhältnis der Stadt Soest zu dem Sderlande zu erinnern. Es war seine kirchliche Hauptstadt, denn das Archidiakonat Soest umfaßte den Gau Angeron, der im Süden an den Lahngau grenzte,<sup>4)</sup> und also das Sderland einschließt. Soest war auch die politische Hauptstadt des sogenannten Kölnischen Westfalens. Endlich vertrat es das Sderland in seinen Handelsinteressen und war in der Hansa Vorrort seiner Städte. So trat es z. B. 1320 für Lüdenscheider Waren in England ein.<sup>5)</sup> War Soest darnach die für das Sderland nach allen Richtungen ausschlaggebende Stadt, dann ist es nicht wunderbar, wenn es ihm auch den Namen gab. Als symbolisch bedeutsam mag erwähnt werden, daß auf einer alten Handzeichnung des Grandwegertors in den Weg, der durch es fhrt, eingeschrieben steht: „der Weg uut dem Suirlandt.“

<sup>1)</sup> Jostes, Trachtenbuch S. 7.

<sup>2)</sup> = Ostenberg vgl. Nordhoff, Altwestfalen S. 11, Anm. 42.

<sup>3)</sup> Nordhoff a. a. O. S. 3 Anm. 1 und S. 11.

<sup>4)</sup> Rothert, Patroklisstift zu Soest S. 61 f.

<sup>5)</sup> Häberlin, Analecta S. 285, Jubilumschrift von 1909 S. 424 und Barthold, Geschichte von Soest S. 162 f.

Das sauerländische Bergland steht durch die Egge in Verbindung mit den zwei Bergzügen, die von ihr aus nach Westen streichen und den Norden der Provinz abschließen. Der eine dieser Bergzüge ist der Osning: er hat seinen Namen von den Ansen, den alten germanischen Göttern und enthält die Nationalheiligtümer (Irmensul, Externsteine). Daher richteten sowohl die Römer wie Karl der Große ihre Hauptangriffe gegen diesen Mittelpunkt des Landes, um hier auch den schärfsten Widerstand zu finden. Beide Gegner haben Detmold als Stätte von Niederlagen, die sie hier erlitten, zu bezeichnen. Zwischen Osning und der Haar mit vielen, auch salzhaltigen Quellen breitet sich die weite westfälische Ebene nach Westen hin sich öffnend aus. Nördlich vom Osning erstreckt sich das hügelige Ravensbergische Ländchen zum Wiehengebirge hin, durch das die Porta Westfalica nach Norden führt.

Ein größerer Fluß, der die einzelnen Teile der Provinz verbande, fehlt: die Weser ist nur Grenzstrom. Lippe und Ruhr waren nur teilweise schiffbar. Der Verkehr auf ihnen war nicht stark und beschränkte sich größtenteils auf die Weinerzeugnisse, die westfälische Klöster von ihren Weinbergen am Rhein zu Schiff bis Haltern oder Hovestadt kommen ließen.<sup>1)</sup> Auch Werner Rolewink beklagt,<sup>2)</sup> daß flumina navalia in Westfalen fehlten. Zwar verhandelte Soest 1495 mit dem Herzog von Kleve über Schiffbarmachung der Lippe und Anlegung eines Kanals von Soest nach Hamm. Aber es handelte sich nur um kleine Schiffe, und der Plan kam nicht zur Ausführung.<sup>3)</sup> Erst 1820 wurde die Lippe bis Lünen und 1830 bis Lippstadt, ja bis Neuhaus fahrbar.<sup>4)</sup> Aber der Wasserweg wurde mit dem Aufkommen der Eisenbahn verwahrlost; 1868 fuhr noch ein Schiff ab und zu von Wesel bis Lippstadt, 1876 war auch das nicht mehr. Die Kanalisierung der Ruhr wurde besonders durch den Kriegsrat Bernuth gefördert<sup>5)</sup> und kam 1780 zustande.<sup>6)</sup> In neuester Zeit wendet man den

1) Vgl. Mitteilungen der Altertumskommission für Westf. II, S. 1.

2) De laude Sax. S. 100 und 216.

3) Troß, Westfalia 1825, IV, S. 106 und Rothert, Kirchengeschichte der Mark S. 22.

4) Festschrift 1909, S. 555 und 662.

5) Festschrift 1909, S. 456.

6) Vgl. dazu Witten, Jahrbuch 1915, 28, S. 22.

Wasserwegen erhöhte Aufmerksamkeit zu, man hat eine Verbindung zwischen dem Rhein und dem Meere hergestellt.

Dieses Westfalen ist das Land der Gegensätze. Das stellt sich jedem, der von außen kommend seinen Boden betritt, vor Augen. Wer von Köln her mit der Bahn über Elberfeld nach Westfalen fährt, der schaut von der hoch am Gebirgshange sich hinziehenden Bahn in die Tiefe eines Tales, das in seiner Eigenart wohl fesseln kann mit seinen Wohnhäusern, Arbeitsstätten, ragenden Fabrikschornsteinen und dann wieder mit seinen Kornfeldern, Gärten, blinkenden Teichen, die den Lauf eines Fließchens, der Ennepe, bezeichnen. Eine andre Bahn kreuzt sich unten im Tal mit der Landstraße, und sieht man den jenseitigen Berghang hinauf, so verrät der Rauch einer Lokomotive, daß dort eine dritte Bahn den Weg durch die Berge sucht.<sup>1)</sup> Es ist ein Tal voll eifrigsten Schaffens, angestrengtester Arbeit, aber die Natur hat sich doch etwas von Frische und Schönheit bewahrt. Das Ennepetal hat von dem Fließchen seinen Namen. Ennepe aber weist in die graueste Vorzeit. Denn die Fluß- und Bachnamen auf apa, epe, ecke — lateinisch aqua — weisen zurück bis in die Zeit, in der die Völker des indogermanischen Sprachstammes sich noch nicht getrennt hatten.

Durch das Ennepetal geht der historische Weg vom heiligen Köln her in die Wälder Westfalens. Und hier war es, wo ein westfälischer Graf (Friedrich von Isenberg), den kölnischen Erzbischof Engelbert, seinen Oheim, erschlug. Die Gevelsberger Stiftskirche zeugt von jenem Unheilsjahre 1225 bis auf diesen Tag.

Dieses Ennepetal ist die porta Westfalica von Süden her. Es zeugt von alter Gewerbtätigkeit, die, weil sie alt ist, ihre Ausöhnung mit der Natur gefunden hat und in ein Land führt, das beides hat — Gewerbtätigkeit und Naturschönheit und das dazu altgeschichtlicher Boden ist.

Unders ist's mit jener porta Westfalica, die im eigentlichen Sinne diesen Namen trägt. Durch sie tritt ein in Westfalen, wer von Norden kommt. Es ist die Weserscharte, die der Strom sich mit Gewalt durchs Gebirge brach.<sup>2)</sup> Steil ragt der eine Torpfeiler

<sup>1)</sup> Vgl. Berger, Harkort, S. 3 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Das malerische und das romantische Westfalen S. 8 ff.

in die Höhe, an seinem Fuße das Haus der uralten Herren zum Berge, Hausberge; anmutig neigt der andre Pfeiler der Weser sich zu und trägt das Denkmal, das die dankbare Provinz dem Heldenkaiser, dem Imperator triumphans, gesetzt hat. Nach Norden schaut der Blick in die unbegrenzte Ebene des norddeutschen Flachlandes, nach Süden breitet sich Minden-Ravensberg mit seinen Höfen und Kämpfen, mit dem frommen Sinn seiner Bewohner. Und lautlos ziehen die Schiffe auf der glitzernden Weser mit weißen Segeln zu Tal der uralten Bischofsstadt Minden zu. Geschichtliche Überlieferung grüßt auch hier auf Schritt und Tritt. Aber es ist nicht so sehr strenge Geschichte als gemüthvolle Sage. Wittekind, der Westfalenheld, lebt hier in getreuer Überlieferung. Jener westliche Torpfeiler mit dem Kaiserdenkmal ist der Wittekindsborg; auf seiner Höhe nach Bergkirchen hin ist der Quell, den sein Roß aus dem Boden stampfte, als er in schweren Zweifeln, welcher Glaube der rechte sei, ein Zeichen von Gott begehrte; dabei erstand dann die Bergkirche. Hier lebt Wittekind noch in der Menschen Gedenken, wie ihn ein alter Chronist beschreibt: Wittekind, der König der Sachsen, ein Mann an Geistes- und Körperkraft weit über Menschenmaß.<sup>1)</sup> Das ist alles schön, ehrfürchtig, sinnig wie es ravensbergische Art ist. Man entbehrt nicht, daß jene Spuren industrieller Tätigkeit fehlen, wie sie der Märker in seinem Ennepertale mitten in die Schönheit der Berge hineingebaut hat.

Es gibt noch manchen andern Eingang in Westfalen: erwähnt sei nur noch einer. Diese dritte Porta ist kein anmutiges Tal und hat keine Berge zu Torpfeilern, ist vielmehr breitgestrecktes, flaches Land. Wer von Duisburg her über die Emscher fährt, merkt nicht, daß er die Grenze überschreitet. Er sieht nichts als Fabrikshornsteine, Hochöfen, Zechen, hastende Menschen. Er tritt in eine Werkstatt, in der nur die Arbeit gilt, und die langen Rauchfahnen der Schornsteine verdunkeln die Sonne. Hier ist nicht die Hauptsache, was die Oberfläche der Erde bietet —: sie bietet bald nichts mehr als dürrer Sand, tote Heide; aber in ihren Tiefen ruht der Schatz, der diesem Lande sein Gepräge gibt — die Kohle. Und doch — der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er

<sup>1)</sup> Nortbert, Vita Bennonis, S. 15, Kap. 3: Widikindus, rex Saxonum, vir animi, ut dicitur, et corporis viribus pene homines excedens.

kann nicht anders, mitten in dem Lärm der Arbeit muß er träumen von tiefer, stiller Ruhe, von einem Reiche des Friedens. Ist es denn wirklich nur ein Märchen — das vom Himmel und einem seligen Zukunftsreiche? Und dort steigen schon die Türme von Münster auf und sagen von einem Versuche, das Gottesreich, das Reich allgemeiner Glückseligkeit schon auf Erden mit Gewalt aufzurichten, und hätten wohl auch dem heutigen Geschlecht allerlei zu sagen.

So ist es auch hier ein Besonderes, das den in Westfalen Eintretenden empfängt, es ist das Land der Gegensätze, und die Gegensätze sind tief verankert im Wesen seiner Bewohner. Es ist eine Werkstätte verzehrender Arbeit, wie es in Deutschland kaum eine zweite gibt: die Sorge um die Gegenwart steht alles mit sich fortreißend im Vordergrunde. Und doch weben uralte Erinnerungen um Berg und Tal und locken, sich träumerisch in die Vergangenheit zu versenken; ja — und doch gibt's hier eine stille Versonnenheit, von der es gilt: „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister, sie liegen wartend unter dünner Decke,“ und doch ist aufrichtige Frömmigkeit bei beiden Konfessionen altes Erbgut. Hier ist Kraft und Treue und starker Wille, hier Männlichkeit und Grad Sinn, hier ist Weltaufgeschlossenheit und praktisches Erfassen der kleinen Aufgaben des täglichen Lebens und doch wieder heilige Verborgenheit in Gott. Sei gegrüßt, du Land der Väter.

Die ländliche Bevölkerung bewahrt wie überall, so auch hier den Stammescharakter am treuesten. Sie selbst aber wird charakterisiert durch das bekannte System der Einzelhöfe. Zwar ist es längst nicht so, als ob es in Westfalen nicht auch Gebiete mit geschlossenen Dörfern gäbe, wo die Grundstücke in einzelnen Gewannen zerstreut in der Dorfflur liegen. Die sogenannten Gewanddörfer finden sich besonders am Hellwege zwischen Lippe und Ruhr. Aber im allgemeinen wird die westfälische Landschaft durch das System der Einzelhöfe bestimmt.

Nach bekannter Hypothese<sup>1)</sup> rührt das Einzelhoffsystem von den Kelten her, die durch die Germanen aus ihren Sitzen vertrieben, den Eroberern Haus und Hof überlassen mußten. Dagegen rührten die Gewanddörfer von den Marsen her, die sich

---

<sup>1)</sup> Meißens, vgl. Schotte, Festschrift 1909, S. 334 f.

einst zwischen Sigambren und Bruktern drängten und ihre heimische Art mitbrachten. Aber diese Hypothese schwebt in der Luft. Die Verschiedenart der Siedlungsart ist bedingt durch die Verschiedenheit besonders der Bodenbeschaffenheit, aber auch des Klimas. In dem ganzen Küstenstrich von den Marschen Frieslands bis nach Nordfrankreich sowie in dem den regenbringenden Westwinden geöffneten, durch Bergketten abgeschlossenen Münsterlande waren die Verhältnisse für Körnerbau ungünstig, um so günstiger für Weidewirtschaft. Letztere beansprucht mehr Raum als der Körnerbau. So war es auf gutem Boden bei Körnerbau möglich, daß sich um den Haupthof die jüngern Söhne ansiedelten und ein Dorf bildeten. Bei durchgeführter Weidewirtschaft aber mußten sie den Hof dem Bruder lassen und selbst ihr Glück wo anders suchen. Daher die überaus starke Auswanderung aus Westfalen im Mittelalter und die Besiedlung der weiten Gebiete zwischen Elbe und Oder bis weit nach dem Osten hin. Werner Rolewink (*de laude Saxoniae*) kann nicht Worte genug finden, wenn er von der Wanderlust der Westfalen redet.

Daß die Einzelsiedlung besondern Einfluß auf das Wesen der Landbevölkerung haben muß, ist klar. Niemand hat das schöner ausgesprochen als Goethe, wenn er seinen Egmont von den unter ähnlichen Bedingungen lebenden Blamen sagen läßt<sup>1)</sup>: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen, zu verdienen, leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“

Die soziale Stellung der bäuerlichen Bevölkerung war eine sehr verschiedene, auch im Wechsel der Zeit manchem Wechsel unterworfen. Die verständnisvolle Einwirkung der Landesherrschaft mußte von großer Bedeutung sein. Die klevisch-märkischen Herzöge führten immer ein mildes Regiment, ihre großen Erben und Nachfolger an der Krone, die Hohenzollern, haben sich unvergeßliche Verdienste um den Bauernstand, zumal der Mark und der Soester Börde, erworben, dem sie nicht bloß die persönliche Freiheit, sondern auch ein gewisses Eigentumsverhältnis an den

<sup>1)</sup> Ausgabe 1828, Bd. 8, S. 261 f.

Höfen zusprachen und verbürgten. Die frühere Gutsuntertänigkeit machte einem Pachtverhältnis Platz, mit dem nur dingliche Verpflichtungen, aber keine persönliche Abhängigkeit verbunden war. Es sind die sogenannten Lebensgewinnhöfe. Auf ihnen saß ein urwüchsiges Geschlecht unter strohgedecktem Dach, umrauscht von mächtigen Eichen, das alte Erbe treu bewahrend. Immermann hat im „Hoffschulzen“ sein Bild gezeichnet. Aber lange zuvor hat schon Werner Rolevink, der selbst von solchem Schulzenhose stammte und nun Mönch im Karthäuserkloster zu Köln war, in seinem Buche „vom Lobe Altsachsens“ (S. 129) diese Schulzen gerühmt: „Ich habe viele von jenen Meyern gekannt, die man jetzt (Ende des 15. Jahrh.) mit anderm Namen Schulden nennt, wiewol ihre Frauen noch allgemein Meijerske (majoricae) genannt werden. Ich weiß, daß sie vortreffliche Höfe besitzen, mit Töchtern von Adelligen (domicelli) Ehen eingehen, Gericht halten kraft ererbten Rechtes und alles haben, was einem angesehenen Weltleben zukommt.“

Rolevink spricht von den Zuständen im Münsterlande. Hier blieb auch später wohl ein patriarchalisches Verhältnis, wengleich man hier auch die eigentliche Hörigkeit kannte, wie auch in Minden-Ravensberg. Eigentliche Leibeigenschaft gab es wohl nur im Stift Paderborn, das überhaupt am Ende des 18. Jahrhunderts am verwarlostesten war. Übrigens hat die Gutsuntertänigkeit die Teilung der Höfe verhindert, man sagte: „Frei Gut kommt nicht an die dritte Brut.“ Gewiß ist, daß auf dem Bauernstand Kraft, Bestand und Hoffnung der deutschen Gegenwart und Zukunft beruht:

Solange noch die Eichen wachsen  
in alter Kraft um Hof und Haus,  
so lange stirbt in Niedersachsen  
die alte Stammesart nicht aus.

Neben dem Ackerbau hat es von alten Zeiten her auch immer eine gewisse Gewerbtätigkeit gegeben. Es sei ganz von der gewerblichen Tätigkeit abgesehen, wie sie in den Ämtern“ (Zünften) der alten Städte betrieben wurde. Es handelt sich hier um die Gewinnung der Bodenschätze in größerm Maße, also von Salz, Kohle, Eisen. Die Gewinnung des Salzes wird am frühesten erwähnt, und zwar ist es ein arabischer Schriftsteller, von dem sie

erwähnt wird.<sup>1)</sup> Er sagt: „Schuschit (Soest) ist ein Kastell im Lande der Slaven. Dort gibt es eine salzige Quelle, während es sonst durchaus kein Salz in dortiger Gegend gibt. Wenn die Leute Salz brauchen, nehmen sie von dem Wasser dieser Quelle, füllen damit die Kessel, stellen sie in einen Ofen aus Steinen und machen darunter ein großes Feuer an; so wird es dick und trübe. Dann läßt man es, bis es kalt wird, und es wird festes und weißes Salz.“ Diese Nachricht stammt aus dem 10. Jahrhundert.<sup>2)</sup> Zur Zeit Kaiser Ottos des Großen (973) kamen Gesandte aus Afrika, ihm Geschenke darzubringen und blieben eine Zeitlang bei ihm.<sup>3)</sup> Ob der sogenannte „Trinkbecher Wittekinds“ aus dem Kirchenschatz zu Enger vielleicht zu diesen Geschenken gehörte? Seine Inschrift könnte darauf hinweisen.<sup>4)</sup> Jener arabische Bericht nennt auch Paderborn in der Nähe des Kastells Schuschit, so daß kein Zweifel sein kann, daß unter Schuschit die Stadt Soest zu verstehen ist. Dieses Salzwasser gebrauchte man auch zu Bade- und Heilzwecken. Im Jahre 1319 war der Abt Burchard von Liesborn „Kurgast“ in Soest.<sup>5)</sup> Der Salzgehalt verdünnte sich allmählich, wahrscheinlich durch Zutritt von Süßwasserquellen. Im Jahre 1651 ist er im Streit mit der brandenburgischen Regierung von den Sassendorfer Salzbeerbten zugeschüttet und der Soestbach darüber geleitet. Von seiner frühern Bedeutung aber spricht noch, daß er der Stadt ihren Namen gab.<sup>6)</sup>

Außer Soest und Sassendorf gab es noch eine große Reihe von Salzquellen in Westfalen. Es sei nur Königsborn erwähnt, weil hier 1797—99 die erste Dampfmaschine Westdeutschlands aufgestellt wurde, die allgemeine Bewunderung hervorrief. Der aufgeklärte Jöllenbecker Pastor Schwager ließ sie sich 1800 zeigen, und berichtet darüber:<sup>7)</sup> „Mit Staunen sahen wir das große imponierende Werk menschlicher Erfindung. In solchen Augenblicken

<sup>1)</sup> Vgl. Qazwinis Athar al bilad, herausgegeben von Georg Jakob. Berlin 1896, Mayer und Müller, S. 45.

<sup>2)</sup> Rübel, Reichshöfe 1901, S. 34.

<sup>3)</sup> Widukind, res gestae Saxon. S. 105 und Qazwini a. a. O. S. 8 ff.

<sup>4)</sup> Jahresbericht des ravensb. histor. Vereins 1902, 16, S. 45 ff. Vgl. dazu Hagedorn, Ravensb. Kirchengesch. S. 31.

<sup>5)</sup> Nordhoff, Malerei in Soest S. 114 Anm.

<sup>6)</sup> Meister, Festschrift S. 407. 411 Sodsaten. — <sup>7)</sup> Rheinreise S. 45.

wird mir der Mensch heilig und ich steige auf ihm als auf einer Leiter zum Allerheiligsten empor und verhülle mein Angesicht.“<sup>1)</sup>

Die Kohlen traten an manchen Orten der Grafschaft Mark offen zutage. Daher ist ihr Verbrauch sicher uralt. Die älteste Nachricht aber stammt aus den Jahren 1302 und 1319.<sup>2)</sup> Doch schätzte man die Kohle zunächst nicht sehr, ihr Abbau war noch nicht Regel. Bis 1737 fand völliger Raubbau statt; erst dieses Jahr brachte eine Bergordnung und ein Bergamt. Im Jahre 1755 zählte man in der ganzen Mark eine Belegschaft von 688 Bergleuten, darunter 75 Fremde. Der Vertrieb der Kohlen stand in den ersten Anfängen. Die „Kohltreiber“ übernahmen die Kohlen direkt aus der Förderung, und transportierten die Kohlenfäcke auf dem Rücken ihrer Pferde weiter ins Land, zumal ins gebirgige Süderland.<sup>3)</sup> Um 1800 zählte man etwa 1500 Bergarbeiter, die Förderung stieg auf 200 000 Tonnen. Laut erscholl die Warnung, bei solcher Steigerung würden die Kohlenlager bald erschöpft sein. Seit 1841, als das die Kohlenlager bedeckende Mergelgebirge durchbrochen wurde, trat der moderne Abbau erst eigentlich in Kraft. Im Jahre 1850 hatte die Mark 175 Zechen mit 7000 Bergleuten und einer Förderung von über eine Million Tonnen; acht Jahre später schon über 18 000 Bergleute und fast 2 Millionen Tonnen Förderungen.

Was die Eisenindustrie betrifft, so ist ihr westfälisches Kernland, die Grafschaft Mark, seit alters das Land, „wo der Märker Eisen rekt.“ Alte Ortsnamen, wie Iserlohn, bezeugen sie. Schriftliche Urkunden setzen seit dem 13. Jahrhundert ein. Die Zollrollen der hanfischen Kontore reden 1252 von westfälischen Sensen. Die Lüdenscheider Sensenfabrikation ist die älteste, die Iserlohner Panzerzunft gilt 1443 als uralt. Das Zunftstatut der Stahl schmiede von Breckerfeld ist von 1463. Für das Alter dieser Gewerbtätigkeit spricht wohl auch der Aberglaube, der sich damit verband und von dem H. Wilken in seinem „Christlich Bedenken von Zauberei“ (S. 80) aus seiner Heimat (Neuenrade) erzählt: „Ein Teufels Sakrament ist die Glücksrute, die etliche Berghawer brauchen, die Erzgänge

1) Vgl. Witten, Jahrbuch 1913, Bd. 28, S. 112 f.

2) Meister, Festschrift S. 437.

3) Berger, Harkort S. 59.

damit zu erfinden. Schneiden von eine Haselstauden ein einjährig, zweizindig Zweiglin am Karfreitag, Sprechen ein zauberischen Segen darüber. Gehen damit auf die Berge und an die Derter, da sie meinen, daß Erz sey. Wo sich inen dann die rute in Händen ummdreiet, da ist erz unden." Bekanntlich fand sich auch schon im Ribelungenhort eine Wünschelrute (B. 1124): Der Wunsch der lac dar under, von Golde ein Rütelin.

Neuerdings ist die westfälische Industrie ins Riesengroße gewachsen. Einige Zahlen mögen das beweisen. Das industrielle Kernland Westfalens ist die Grafschaft Mark. Sie hatte 1818 etwas mehr als 200 000 Einwohner und 1918 etwa zwei Millionen. Ihre Städte wuchsen aus kleinen Dörflern zu Großstädten. Die jüngste Großstadt Wanne zählte 1878 erst 265 Einwohner, das mit ihm verbundene Eickel hatte 1830 schon 541 Seelen. Jetzt hat Wanne über 100 000 Einwohner. Gelsenkirchen wurde schon 1876 zur Stadt und hatte 1902 erst 37 000 Einwohner, im Jahre 1905 aber 147 000. Die Bevölkerung aber setzt sich zusammen aus Zugewanderten aus aller Herren Länder. Im Jahre 1905 waren in der Mark fast 85 000 Polen, wozu 12 000 Masuren und Kassuben kamen, davon lebten im Landkreis Dortmund allein 20 000. Es gibt Landgemeinden, in denen 25 % Polen sind. Dazu kamen im Jahre 1900 fast 5000 Italiener und entsprechend Wenden, Tschechen, Ungarn, Mähren, Kroaten.

Ebenso ist die Mischung der Konfessionen eine starke. Während die Mark 1878 noch 73 % Evangelische hatte, waren es 1905 nur noch 58 % gegen 40 % Katholiken.

Diese Provinz Westfalen mit ihrem riesigen industriellen Wachstum, mit ihren über 4 Millionen Einwohnern, ihren alten und jungen Städten und ihrer hochbedeutsamen Landwirtschaft ist offenbar eins der allerwertvollsten Gebiete des Deutschen Reiches, ein Kernland, wie nicht viele andre. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß es erst neuerdings die Anerkennung findet, die es verdient.

Es ist allgemeiner deutscher Brauch, daß die Nachbarn in gegenseitigem Spott sich gegeneinander zu behaupten versuchen. Es ist das eine Äußerung deutschen Humors, die billig zu ertragen ist. So hat jede Landschaft ihr Abbera, also eine Stadt, die die Zielscheibe freundnachbarlichen Spottes ist. In Westfalen ist es Beckum: „Beckumer Anschläge“ und „der Beckumer Pütt“ sind be-

rühmt im Lande. Aber auch die Landschaften und Stämme zeigen gern auf Kosten der Nachbarn die Schärfe ihres Wizes. Bekannt ist, was von den Schwaben gesagt wird. Es soll damit keineswegs über die Fähigkeiten dieses geistvollsten deutschen Stammes abgeurteilt, sondern nur auf die grübelnde Verjonnenheit hingewiesen werden, die ihm eignet. Vielleicht ist aber auch richtig, daß solch Spott ein letztes Überbleibsel aus früherer geschichtlicher Vergangenheit ist, in der sich das Selbstgefühl der andern nur durch Spott gegen das politische Übergewicht zu behaupten wußte. So ist vielleicht der Schwabenspott die Reaktion des deutschen Partikularismus gegenüber dem Stamm, der unter den Staufern die Herrschaft über das Reich besaß und seitdem die Reichssturmfahne trug.

Auch mit Westfalen hat sich freundnachbarliche Gesinnung immer gern befaßt. Wohl aus ähnlichen Gründen, denn die westfälische Hand mochte in der Hanja wie in der Feme oft hart lasten. Es ist noch harmlos, wenn man am Rhein über den rüstigen Appetit der Westfalen lächelt. Jostes hat im Trachtenbuch (S. 111 ff.) eine Fülle solcher Urteile zusammengestellt. Das älteste, das er im „Länder- und Völkerspigel“ gefunden hat, lautet:

*Abscondit Westfalia res secreta, quieta*

*est satis ipsa tenax, ibi regnat femina pulchra.*

Abseits hält sich Westfalen und freut sich verborgener Ruhe,  
 treu hängt am Alten das Volk, und es herrscht dort weibliche  
 Schönheit.

Weniger schmeichelhaft ist ein altes, deutsch-lateinisches Verslein, das in verschiedener Fassung, am vollständigsten von Jostes<sup>1)</sup> überliefert wird:

*Hospitium vile*

*groß Brot, dünn Bair, lange Mile*

*sunt in Westfalia,*

*si non vis credere, lop da.*

Offenbar trägt das Wort in seinem Halblatein das Gepräge jener alten Scholaren an sich, die ehemals die deutschen Landstraßen belebten, um von einer Schule zur andern zu ziehen. Landfermann<sup>2)</sup> knüpft an das Latein seine Antwort auf den Spott,

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 112. Vgl. Nordhoff, Haus, Hof Mark 1889 S. 6 u. a.

<sup>2)</sup> Erinnerungen aus seinem Leben S. 119.

wenn er sagt: das Wort ist offenbar von Römern erdacht aus Rache dafür, daß die Westfalen in der Varusschlacht die Schulden Deutschlands an sie auszahlten. Übrigens sagt man auch den Schwaben „Grob Brot, dünn Bier, lange Stunden“ nach.<sup>1)</sup>

Wider allen Spott darf Westfalen sich auf das Wort Rolevinds berufen, das er voll Stolz auf seine westfälische Heimat in sein Buch *de laude Saxoniae* schrieb (S. 16): *Westfalia terra non vinifera sed virifera*, Westfalen ist das Land, das nicht Reben, aber Recken hervorbringt.

Mit dem männlichen Charakter mag zusammenhängen, daß die Westfalen oftmals im Rufe der Grobheit stehen. Auch das bezeugt schon Rolevink (S. 167): *Westfalones quanto sunt grossiores, tanto sunt nobiliores*, je gröber sie sind, desto vornehmer sind sie. Aber auch die Brüder vom gemeinsamen Leben machten ihre Erfahrungen. Sie klagten:<sup>2)</sup> *de groven ende unbesnedenen Westfalen en konden nit entpfangen oetmödigen Geist*. Und doch birgt sich unter rauher Schale ein weicher Kern: Jene Brüder haben nirgends eine solche verständnisvolle Aufnahme gefunden wie gerade in Westfalen, das ihre zweite Heimat wurde. Und hat man die Westfalen gern mit starren Eichen verglichen, die keinerlei Sentimentalität fähig sind, so hat H. Heine von ihnen gesungen, „wenn sie die Hand dir reichen, dann weinen sie wie sentimentale Eichen.“ Sicher folgt aus ihrem männlichen Charakter ihre kriegerische Tapferkeit. Widukind von Korvey, dessen *res gestae Saxonicae* oft wie das Lied eines der alten Volksdichter anmuten, sagt (S. 11): *aliam causam nullam Saxonibus esse scias, nisi vincere velle aut certe vivere nolle* anderes kennen die Sachsen nicht als siegen oder sterben; und wiederum (S. 14): *certare scio, fugere ignoro nec valeo*, zu streiten weiß ich, zu fliehen verstehe und vermag ich nicht. Das ist dasselbe, was die Märker in Altena 1916 an ihre Hindenburg-Gestalt schrieben:

Eisen reck ik  
Eisen treck ik.  
Eisenfaße holl ik stand  
mit eisern Fuß am Baderland.

<sup>1)</sup> Löffler, *Zeitschr. des Vereins für westf. Volkskunde*, 1907, Jahrg. 4, S. 162.

<sup>2)</sup> Löffler, *Zeitschr. für Altert. und Gesch.* 74, S. 233.

Und das meinte Blücher, als er die westfälischen Regimenter 1815 in Lüttich begrüßte: „Da seid Ihr, Kerls von Eisen.“

Diese männliche Art ist in der Bedrängnis nicht leicht verzagt, bleibt ihrer selbst und ihrer Kraft gewiß und dauert aus bis zu bessern Zeiten. Daher rühmt Krolewink an den Westfalen das *mysterium patientiae* das Geheimnis der Geduld. Aber die Geduld, die er rühmt, ist nicht willenloses Geschehenlassen, sondern Kraft und Freudeigkeit zur Tat. Er ruft aus: *o praeclara virtus patientiae*, o herrliche Tugend der Geduld.

Freilich auch die Tugenden haben ihre Schatten: der seiner Kraft bewußte Mann geht gern eigene Wege. Er entzieht sich dem Aufgehen in der Masse, ist Individualist, pflegt nicht gerade den Geist der Gemeinschaft, vereinzelt sich, ist Einspänner, der nur einer von ihm als berechtigt anerkannten Autorität sich beugt. Es sei auf die oben besprochenen Einzelhöfe Westfalens verwiesen. Das ist, was Bismarck meinte, wenn er sagte: die Westfalen und die Schwaben sind die reinsten deutschen Stämme und darum eigentlich unregierbar. Das Wort enthält nicht die ganze Wahrheit, aber doch den Wahrheitskern, den das alte Wort ausspricht: *Saxones duci volunt, non cogi*, die Altachsen wollen geführt, aber nicht vergewaltigt werden.<sup>1)</sup>

Zu einer Einführung in Land und Leute Westfalens zumal der älteren Zeit gehört endlich eine Übersicht über den Bestand der mittelalterlichen Kirche.

Westfalen war kein einheitliches Kirchengebiet. Ein Teil gehörte zu dem erzbischöflichen Sprengel von Mainz (Bistum Paderborn, wie Siegen und Witgenstein), während die übrigen westfälischen Bistümer Münster, Osnabrück, Minden dem kölnischen Erzstift als Suffragane unterstanden. Dazu gab es westfälische Gebiete wie das Herzogtum Westfalen und das Best Recklinghausen, die unmittelbar zu Köln gehörten. Allerdings waren die erzbischöflichen Kirchenprovinzen keine lebendige Gemeinschaften: im Mittelalter hat Köln denn auch dem Stift Paderborn näher gestanden als seinen eignen Suffraganen, ja es war 1415 nahe daran, dieses Stift sich ganz einzuverleiben. Im Jahre 1536 ist allerdings, im Drange der Zeit, noch einmal eine Synode in Köln

---

<sup>1)</sup> Olearius, Niederſachſ I, S. 97.

abgehalten, an der die Suffraganbischöfe teilnahmen.<sup>1)</sup> Sonst hört man nicht viel von Synoden. Dennoch ist Köln um seines kirchlichen und kulturellen Übergewichts willen in ganz Westfalen als „de hillige Moderstadt“, die Hauptstadt angesehen worden.

Die Gebiete der genannten alten Bistümer liegen freilich nicht ganz innerhalb der heutigen Grenzen Westfalens. Das sogenannte Niederstift Münster (Meppen, Kloppenburg, Bechta) gehört zur Provinz Hannover oder zu Oldenburg, vom Bistum Osnabrück gehören nur Tecklenburg, Amt Reckenberg und einzelne ravensbergische Kirchspiele zu Westfalen, ebenso von Minden nur der Teil, der das alte Territorium des Stifts bildete. Die Diözese Minden hatte sich nach Norden bis Hermannsburg in der Lüneburger Heide erstreckt und die Stadt Hannover eingeschlossen. Von Paderborn gehört außer einigen ravensbergischen Kirchspielen wieder nur das alte Territorium zur Provinz. Auch Lippe-Detmold unterstand in kirchlichen Dingen dem Paderborner Bischof.

Die Bistümer zerlegen sich in Archidiaconate, die um so höheres Interesse beanspruchen, als ihre Grenzen sich vielfach mit denen alter Gaue decken. Auf die Archidiaconen gingen wichtige Teile des bischöflichen Amtes über. So bezahlen die Bischöfe den Glanz ihrer reichsfürstlichen Stellung mit dem Verlust ihrer kirchlichen Bedeutung. Die Archidiaconen sind nicht bischöfliche Beamte, sondern eignen Rechts und nennen sich daher *Dei gratia*, von Gottes Gnaden. Da die Archidiaconate zumeist mit Domherrenstellen oder doch Stiftspropsteien verbunden sind, denen die Wahl des Bischofs zustand, mußten sie in gewissem Sinne dem Bischof ebenbürtig erscheinen. Dazu hatten sie das „Sendrecht“ d. h. die Befugung, Überwachung und Visitation der Geistlichen, so daß sie die Hauptträger des kirchlichen Lebens waren. Die Dekane stehen an der Spitze einer *decania*, *decanatus* oder *christianitas*, kleinerer Bezirke innerhalb des Archidiaconats. Doch haben sie kein eignes Recht, werden vom Bischof oder Archidiacon ernannt, auch wohl von Pfarrern gewählt oder vom Landesherrn bestellt, wie der des Dekanats Wattenscheid vom märkischen Grafen.<sup>2)</sup> Der Umfang des Dekanats war nicht ganz fest: es konnten Pfarreien hinzugefügt oder abgetrennt werden.

<sup>1)</sup> Barrentrapp, Hermann von Wied S. 73 f.

<sup>2)</sup> Rothert, Kirchengeschichte der Mark S. 40.

Die Zahl der Pfarreien mehrte sich mit der steigenden Bevölkerung. Von den ältesten Zeiten her galt der Bischof als der eigentliche Parochus, dem alles kirchliche Eigen seines Stifts zustand, auch der allmählich sich mehrenden Kirchspiele. Die neuen Pfarrkirchen waren wohl meist erst nur Kapellen. Dieser Name rührt her von der cappa, dem Priestergewande des heil. Martin von Tours, das als siegverheißende Reliquie von den fränkischen Königen mit in den Krieg genommen wurde und dessen Hüter cappellani hießen, die in der cappella das teuere Gut verwahrten.<sup>1)</sup> Später wurden den Kapellen die Rechte der ecclesia baptismalis beigelegt und sie damit zur Pfarrkirche erhoben.

Das war besonders der Fall bei den sogenannten Eigenkirchen.<sup>2)</sup> Hatte schon in heidnischer Zeit der Hausvater das Recht, priesterliche Funktionen für sich und die Seinen auszuüben, so erbauten nach der Christianisierung vielfach vornehme Laien auf ihrem Grundbesitz und zu eigenem Besten kirchliche Gebäude und stellten Geistliche an. Diese Grundherren blieben zunächst volle Eigentümer der Kirchen, später verblaste das Recht des Eigentums zum Patronatsrecht. Immer waren auch die Eigenkirchen zunächst nur Kapellen oder Oratorien.

Darüber, wie die Kapellen zu Pfarrkirchen wurden, sind wir im allgemeinen kaum unterrichtet. Daher sei aus Land und Stadt je ein Beispiel erwähnt. Der Ursprung der Kapelle in Sassendorf bei Soest verliert sich im Dunkel. Gewiß ist nur, daß sie dem Kirchspiel Lohne angehörte.<sup>3)</sup>

In der unruhigen Zeit des Jahres 1313 — es ist das Todesjahr des deutschen Kaisers Heinrich von Luxemburg — stand der kölnische Erzbischof Heinrich von Birneburg mit einem Heere bei Soest, der damaligen Hauptstadt des kölnischen Westfalens, und zwar in Sassendorf. Hier siegelte er zwei Urkunden.<sup>4)</sup> Die eine ist vom 18. April 1313 datiert, die andre aus demselben Jahre, aber ohne Angabe des Monatsdatums. Das Verhältnis beider Urkunden zueinander ist nicht klar ausgesprochen. Die Urkunde vom 18. April ist bei weitem kürzer als die andre und scheint

<sup>1)</sup> Werminghoff, Geschichte der deutschen Kirchen S. 13 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Werminghoff a. a. O. S. 24.

<sup>3)</sup> Vgl. Meister in Jubiläumsschrift Mark S. 408.

<sup>4)</sup> Seiberth, U.-B. II, 553 und 554.

die frühere zu sein, wie sie denn auch bei Seibertz voransteht. Sie sagt aber auch, daß die Kirche errichtet und das eigne Begräbniß zugestanden sei und fügt das Taufrecht hinzu. Die zweite faßt alle Zugeständnisse zusammen: Das einer Kapelle, baptisterium, cymiterim und den Empfang aller Sakramente nebst einer Schule, und ist eben als Zusammenfassung jünger.

Beide Urkunden sind lehrreich nach verschiedenen Seiten.

Als Gründe für die Ausparrung Sassendorfs aus Lohne werden in der ersten Urkunde angegeben: die Volksmenge und die Entfernung von Lohne (*populi multitudo et parochialis ecclesie ab eadem villa in Sassendorfi distancia*); auch in der zweiten Urkunde wird die Entfernung betont (*vie prolixitas et locorum distancia*). Daher komme es, daß häufig (*multociens*) die Leichenbegängnisse von Feinden überfallen und die Gefangenen in Banden gelegt und gehalten würden zum Schaden ihres Vermögens und ihrer Gesundheit. Denn sie wohnten in der Mitte einer verkommenen Bevölkerung (*in medio perverse nationis*). Nun aber beträgt die Entfernung Sassendorfs von Lohne etwa 20 Minuten. Beide Dörfer liegen also in unmittelbarer Nachbarschaft und jedenfalls viel näher beieinander als etwa die Dörfer des weit ausgedehnten Kirchspiels Dinker. Die *distancia locorum* und die *prolixitas vie* kann also nicht das ausschlaggebende Moment gewesen sein. Wenigstens ist nicht einzusehen, warum sie hier Ausschlag gaben und in Dinker nicht.

Wollte man sagen, daß in Lohne und Sassendorf eine *per-versa natio* wohne, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Erzbischof Konrad im Jahr 1257 in einer Urkunde sagt, daß die Güter des Soester Kapitels in *medio prave et perverse nationis* lägen. Damit wird daselbe Urteil über den ganzen Landstrich zwischen Lippe und Ruhr ausgesprochen, in dem die Güter des Kapitels lagen.<sup>1)</sup> Diese Verallgemeinerung trägt nicht dazu bei, es glaubwürdiger zu machen. Es handelt sich um einen vorgegebenen Grund, da man den eigentlichen nicht anführen will.

Gewiß ging in jenen Zeiten oft genug Gewalt vor Recht, zumal in Kriegszeiten, in denen der Feind auf den Kampf in entscheidenden Schlachten verzichtend, den Gegner dadurch

---

<sup>1)</sup> Seibertz, U.-B. I, 305 u. Westf. U.-B. VII, Nr. 956.

schädigte, daß er ihm sein Land verwüstete. Darauf führt der zweite Grund, der die Anlage eines Cymiteriums in Sassen-  
dorf erforderte. Die zweite Urkunde führt aus: bei feindlichen  
Überfällen hätten die Bewohner Sassen dorfs keine Zufluchtsstätte  
(presidium aut refugium), wohin sie sich mit ihrer Habe retten  
könnten; deshalb müßten sie dann wie verirrte Schafe umherirren.  
Es sei eine Kirche mit cymiterium also notwendig.

Von hier aus ist die Anlage mancher Kirche auf der Anhöhe  
zu verstehen, wie auch die uralten Befestigungsmauern, die solche  
Kirche und Kirchhof umgeben. Immerhin setzt eine solche Anlage  
voraus, daß das Dorf Einwohner hatte, die etwas zu ver-  
lieren hatten und die imstande waren, sich in ihrem refugium  
gegen Feinde mit Waffengewalt zu verteidigen.

Aber der Erzbischof weiß auch geistliche Gründe heran-  
zuziehen, die eine Errichtung von Kirche und Kirchspiel erfordern.  
Er beruft sich auf sein Hirtenamt (officium pastorale), das ihn  
zur Fürsorge für seine Schäflein zwingt (erste Urkunde) er sei ihr  
debitor (zweite Urkunde) und schulde ihnen seinen Schutz und  
Schirm. Doch tritt diese Begründung wenig hervor.

Der eigentliche Grund scheint indes mit dem allen nicht genannt  
zu sein. In Sassen dorf gab es seit alters ein Salzwerk. Eine  
domus salina in Sassen dorf wird um 1170 zuerst erwähnt.<sup>1)</sup>  
Erzbischof Philipp I. schenkt an das Walburgiskloster zu Soest  
diese domus. Später erscheinen die Salzbeerbten von Sassen dorf  
als eine vornehme Körperschaft: sie haben das Patronat über die  
Kirche noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Über ihr  
Recht gibt ein Statut von 1350 Auskunft.<sup>2)</sup> Darnach bilden die  
erblichen Besitzer der fünf „Sode“ mit ihren 49 Salzhäusern eine  
abgeschlossene „Burengemeinde“. Sie nennen sich Buren oder la-  
teinisch burgenses, nach der altertümlichen Vorstellung,  
daß „nichts scheide den Bürger und Bauern als der Zaun und  
die Mauer.“ Sie haben „Raitlüde“, die sich auf dem „Burhuse“  
versammeln, an deren Spitze der Burrichter steht. Sie nehmen  
keinen in ihre Genossenschaft auf, der nicht „echt“ und frei geboren  
ist. Ihre Gesellschaft nennt sich die „Burschopp. In der ersten

<sup>1)</sup> Seiberz, U.-B. I, Nr. 80.

<sup>2)</sup> Seiberz U.-B. II, Nr. 720. Vgl. dazu Barthold, Gesch. Soests  
S. 199 ff.

Hälfte des 15. Jahrhunderts lassen sie sich in der nahen Stadt nieder, wo sie bald das Patriziat bilden. Nun aber nennt auch die erste Urkunde die „Burschaf“ ausdrücklich und sagt ihr die Benutzung der vorgenannten neuen kirchlichen Einrichtung zu. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade auf ihr Andringen die Vervollständigung und Loslösung des Kirchspiels Sassendorfs erfolgt sein wird. Es handelt sich hier um Einrichtung einer Eigenkirche.

Erwähnt sei noch, daß der alten Pfarochie Lohne gewisse Rechte in Sassendorf bleiben. Der Pastor zu Lohne setzt den Pastor zu Sassendorf an, erhält also das Patronat, das später — wir wissen nicht, wann — an die Salzbeerbtten übergeht. Er kann aber auch das Pfarramt in Sassendorf selbst verwalten. Das neue Kirchspiel muß jährlich sechs Mark an die Mutterkirche zahlen und bleibt verpflichtet, die Baulasten in Lohne weiter mitzutragen. Erweist es sich darin säumig, so droht ihm die Exkommunikation. Endlich muß es ein geziemliches Pfarrhaus (domus decens) dem neuen Pfarrer anweisen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß alsbald mit Errichtung des Kirchspiels die Schule zum Unterricht der Kinder gestiftet wird.<sup>1)</sup>

Die Errichtung neuer Kirchspiele geschah auf ähnliche Weise in den Städten, soweit sie einem Landesherrn zustanden. Über Soest sind wir am genauesten unterrichtet. Hier geschah die Neueinrichtung von sechs Kirchspielen auf einmal nach 1179.<sup>2)</sup> Jedes Kirchspiel erhält als Pfarochialbezirk eine Hofe in der Stadt (nur bei dem alten Kirchspiel St. Petri bleiben zwei Hofen) und einige Dörfer außerhalb.<sup>3)</sup> St. Pauli und St. Georg gehen leer aus und bleiben auf die Stadt beschränkt. Der Stiftskirche zu St. Patrokli und dem Kloster zu St. Walburgis wird eine Stellung über den Pfarrkirchen vorbehalten. Die Pastoren der letztern sollen an hohen Festtagen den Metten zu St. Patrokli bis zur sechsten

---

<sup>1)</sup> Für die Volkstümlichkeit des Sassendorfer Salzwassers spricht eine Bemerkung Demekens in seiner Kirchenordnung (Knodt S. 69). Er spottet der priesterlichen Weihungen, die an der Kreatur Gottes nichts ändern könnten: „lat se doch över des solten Waters to Sassendorpe so lange bannen, erorziseren und visenafen, dat et söte werde.“

<sup>2)</sup> Seiberg, U.-B. I, Nr. 97.

<sup>3)</sup> Rother, Kirchengeschichte Mark S. 105 ff.

Lektion beiwohnen, zu Ostern und Pfingsten ein Kind aus ihrer Parochie in die Stiftskirche zur Taufe senden, auch an gewissen Sonntagen nicht selbst Prozession halten, sondern ihr Volk zum Münster führen, auch ihre Pfarren vom Propst zu St. Patrokli entgegennehmen. Im Jahre 1227 bestätigen päpstliche Kommissarien diese Überweisung der sechs Pfarren an das Patroklistift, indem sie ausdrücklich hinzufügen, daß der Stiftskirche St. Patrokli in Bezug auf die, die es wünschen, alle kirchlichen Handlungen vorbehalten werden; und es soll keiner der Plebane an den Pfarrkirchen dagegen auftreten oder öffentlich oder heimlich davon abraten dürfen. Auch die Gegenwart der Plebane bei den Festmetten in St. Patrokli wird noch einmal ausdrücklich betont, ebenso das Patronat des Propstes über die Pfarrkirchen. Dabei wird doch die eigentliche Archidiaconalgewalt dem Dompropst zu Köln noch vorbehalten. Bei dieser Gelegenheit werden auch die ersten Plebane an den neuen Pfarrkirchen, und zwar in der heute noch geltenden Reihenfolge genannt. Die Urkunde schließt wie nach Vollbringung eines großen Werkes feliciter amen.<sup>1)</sup>

In Wirklichkeit gestaltete sich die Sache so, daß die Stiftsherren die eigentlichen Pfarrer waren, sich aber Bizekuraten hielten, die den Pfarrdienst an den einzelnen Kirchen versahen. Es ist der bekannte Übelstand, der nicht auszurotten war.

Zu verkennen aber ist nicht, wie einheitlich das Kirchenwesen der Stadt, die man soeben in sechs Parochien zerlegte, organisiert blieb. Die sechs Pfarrkirchen sahen einhellig die Stiftskirche als ihre mater an, der sie als filiae ihre bestimmte Huldigung darzubringen hatten. Der Propst zu St. Patrokli hatte die Besetzung der Pfarren; die Pfarrer waren seine Stiftsherren. Hier war kirchliche Leitung und in guten Zeiten auch kirchlicher Gehorsam.

So erhoben sich in Stadt und Land die Kirchen, auch in kleinen Städten nicht selten überreichlich. Die heutige Zeit lebt in der Hauptsache noch von den Kirchen, die das Mittelalter ihr hinterlassen hat. Man nehme dazu die klösterlichen Niederlassungen — auf dem Lande die „Feldklöster“ der Benediktiner, Zisterzienser

---

<sup>1)</sup> Seibertz, U.-B. I, Nr. 184 und Westf. U.-A. V, Nr. 342; Regest ebenda VII, 293.

und Prämonstratenser, in den Städten die zahlreichen Klöster der Bettelorden — ein jedes mit Kirche oder doch Kapelle. Man denke weiter an die zahllosen Altäre und Altarstiftungen in den Kirchen mit ihren Priestern, Vikaren, Kaplänen, an den Reichtum und die Schönheit kirchlicher Gottesdienste, in denen doch auch der Predigt Raum gegönnt war. Man vergegenwärtige sich den Bestand des kirchlichen Wesens, den im einzelnen aufzuführen, hier unmöglich erscheint; dann gewinnt man den Eindruck eines feindurchdachten, überaus machtvollen Organismus, der seines Zwecks nicht fehlen konnte, wenn der rechte Geist ihn belebte. Was war doch aus jenem hölzernen Kirchlein geworden, das als erstes im Sachsenlande einst Suitbert über dem großen Teiche von Soest gebaut hatte? Eine Organisation, die bis in die entlegenste Hütte im Waldesdickicht der Berge und Heiden reichte, die die Geister beherrschte, indem sie ihnen gab, was sie bedurften, eine Macht, die allen kulturellen Fortschritt in sich trug, ohne die es weder Kunst noch Wissenschaft gab, und durch die gerade die deutsche Seele fand, was sie suchen muß, so lange sie atmet, einen gnädigen Gott.

---